

David Brandt
Cornelia Munzinger-Brandt



INDUSTRIE GESCHICHTEN

Reportagen aus Museen,
die keine waren

Alexander Verlag Berlin

»Meine politische Urerfahrung war schon die des Zusammenbruchs eines Systems, auch das Gefühl von über Nacht stattfindender Pulverisierung eines mehr oder weniger als ewig gesetzten Systems.«

Steffen Mau, Soziologe

»Ich habe lange gedacht, mich geht dieses Ost-West-Ding nichts an. Als die Mauer fiel, war ich noch ein Kind, und weder in der DDR noch im Westen habe ich irgendwelche persönlichen Nachteile erlebt. Ich hatte da keine Rechnung offen. Und ich hatte das Gefühl, die Wunden, die viele in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung erlitten haben, wären langsam verheilt. Aber das stimmt nicht. Bei vielen sind die Gefühle der Verunsicherung, der Demütigung und der Zweitklassigkeit noch sehr lebendig. Oder sie sind es wieder geworden.«

Jessy Wellmer, Journalistin







Cornelia Munzinger-Brandt, geboren in Ravensburg, studierte nach ihrer Ausbildung zur Fotografin Kunstgeschichte und Germanistik. Sie war für verschiedene Fotoagenturen, Verlage und Museen tätig und lebt seit 1998 in Dresden. Seit 2015 freie Ausstellungs- und Projektarbeiten.

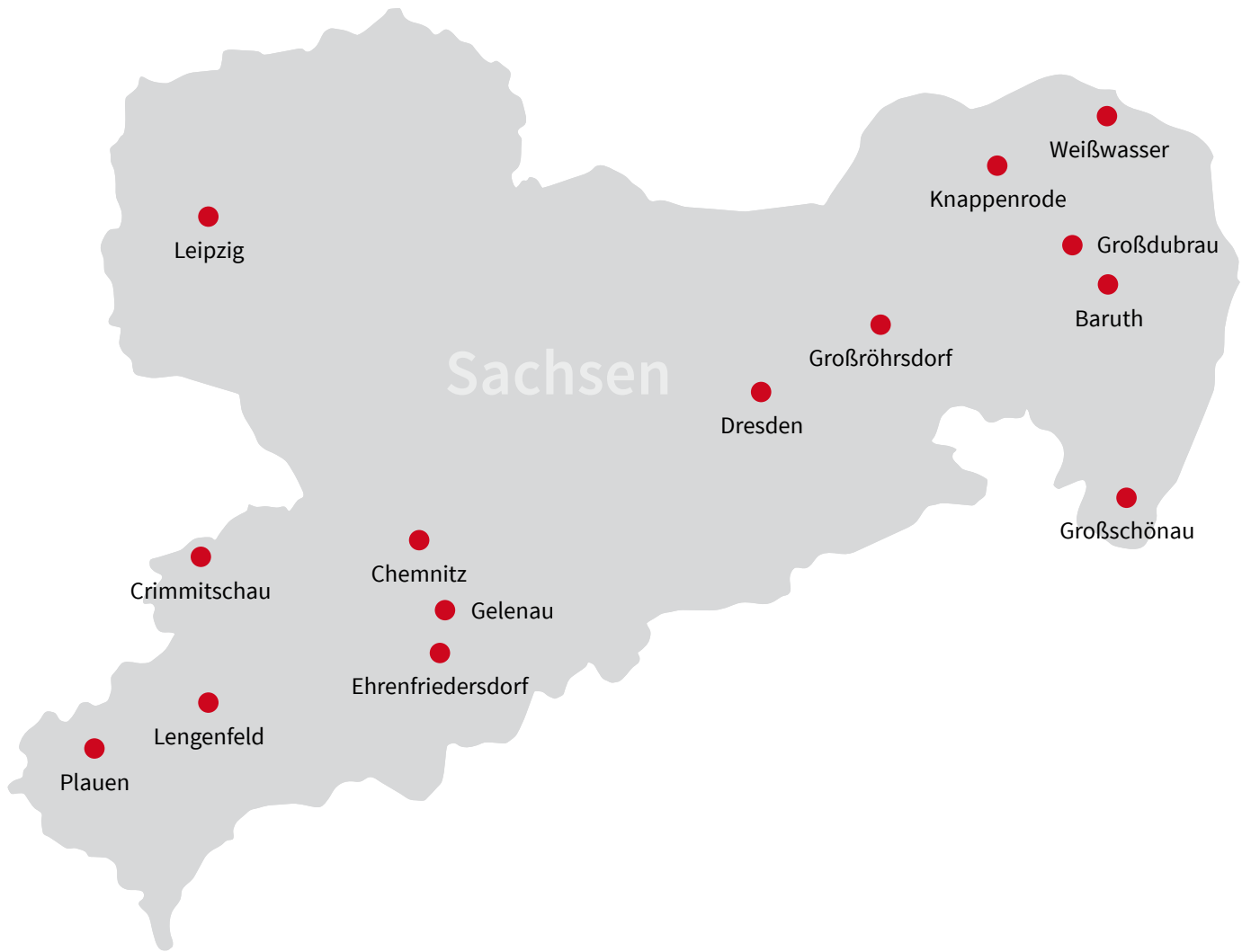
David Brandt, geboren in Berlin, arbeitet seit 1987 als freiberuflicher Fotograf für Museen, Architekten, Verlage und Unternehmen und parallel an freien dokumentarischen Projekten. 1998 Umzug von Berlin nach Dresden.
www.david-brandt.de

INDUSTRIE GESCHICHTEN

**Reportagen aus Museen,
die keine waren**

Fotografien von David Brandt
Interviews von
Cornelia Munzinger-Brandt

Alexander Verlag Berlin



	Vorwort		Großröhrsdorf
8	Unser Antrieb war pure Neugier	88	Annegret Schöne
		96	Bernd Hartmann
	Baruth		Großschönau
10	Hans-Joachim Schmidt	104	Monika Köhler
	Chemnitz		Knappenrode
18	Günther Jornitz	110	Rita Reißmann
24	Gerhard Sonntag	116	Frank Arnold
	Crimmitschau		Leipzig
32	Wolfgang Zerrenner	124	Roland Müller
38	Silvia Schumann	130	Thomas Kurz
44	Heidemarie Fliegner	138	Hans-Georg Hoppe
	Dresden		Karlheinz Kislak
50	Wolfgang Ludwig		Lengenfeld
58	Bodo Mäder	150	Eberhard Bley
	Ehrenfriedersdorf		Plauen
66	Evelin Prokop	160	Angelika Guhle
	Dieter Weigelt		Weißwasser
	Reinhard Brunner	170	Elvira Rauch
	Gelenau		184 Adressen
78	Manfred Tränkner	184	Impressum
	Großdubrau		
82	Rainer Schiemann		

Unser Antrieb war pure Neugier

Bei Besuchen in sächsischen Industriemuseen war uns aufgefallen, dass die Personen, die uns dort führten, mehr wussten, auch persönlicher und emotionaler erzählten, als wir es von anderen Museen gewohnt waren. Dieses »mehr« rührte daher, dass die Arbeitsabläufe, über die sie sprachen, und die Maschinen, die sie vorführten, bis zur Stilllegung der Betriebe ihre Arbeitsplätze gewesen waren.

Aber wie ist es, seine Arbeit zu verlieren und sie dann im musealen Zusammenhang wiederzugewinnen? Welchen Weg ging jeder Einzelne, wie sieht jeder die Entwicklung rückblickend? Wir hatten den Eindruck, dass die Menschen gern vom Leben in der DDR erzählen. Aber würden sie auch über die schweren Jahre der Massenarbeitslosigkeit sprechen, die persönlichen Enttäuschungen, die biografischen Brüche und schließlich von der neuen Arbeit am alten Arbeitsplatz? Es kam auf einen Versuch an.

Wir fuhren von Ort zu Ort, fotografierten, filmten und interviewten 25 Personen in der Lausitz, dem Erzgebirge oder dem Vogtland und in Städten wie Leipzig, Weißwasser oder Chemnitz. Es ging darum, wie sie den Verlust des Arbeitsplatzes durchlebt hatten, den Zerfall und Verfall großer Kombinate, sei es in der Braunkohle, in der

Textilbranche oder in der Glasindustrie, immer Techniken und Betriebe, die über lange Zeiträume Regionen und Familiengeschichten geprägt hatten.

Uns interessierte das Durchleben der Transformationsprozesse und wir fragten unvoreingenommen, aber direkt. Obwohl die Geschehnisse weit zurückliegen, kam die Vergangenheit bei allen mit Wucht zurück, mal verbunden mit Scham, mal mit Zweifeln, oft mit Enttäuschung, auch mit Wut. Kein Wunder, denn im Osten Deutschlands folgte auf die Friedliche Revolution und die Deutsche Einheit von 1989/90 ein dramatischer wirtschaftlicher Bruch. Innerhalb weniger Jahre gingen in der Industrie fast drei Viertel aller Arbeitsplätze verloren. Auch in den traditionsreichen Industriegebieten Sachsens gab es für einen großen Teil der Betriebe in der gesamtdeutschen Industrie und der globalisierten Weltwirtschaft keine Perspektive, ganze Regionen wurden deindustrialisiert. Aus der vielstimmigen Erzählung entsteht das Bild einer Gesellschaft, die mit allen Konsequenzen des Systembruchs konfrontiert wird.

Aber unsere Interviewpartner und -partnerinnen erzählen auch, wie sie sich aus den Tiefs herausgearbeitet haben und mit ehrenamtlicher Arbeit oder der Gründung von Initiativen und Museen ihre Selbstachtung wieder-

gewonnen haben. Es geht um Vergangenheitsbewältigung, um kulturelle Identität, um Anerkennung der früher geleisteten Arbeit. Die »Reportagen aus Museen, die keine waren« sind das Selbstzeugnis einer Generation, die um ihre Identität ringt. »Industriegeschichten« sind »Menschengeschichten«, die über drei Jahrzehnte zurückreichen, aber bis heute in den politischen und gesellschaftlichen Diskurs wirken.

2019/2020 produzierten wir mit Förderung durch die Kulturstiftung des Freistaates Sachsen 20 Fotokurzfilme, die bei Veranstaltungen gezeigt und diskutiert wurden. 2024 gestalteten wir aus dem umfangreichen Material mit Förderung durch die Bundesstiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur eine Wanderausstellung mit Präsentationen in den Technischen Sammlungen Dresden (2024), auf der Zeche Zollverein/Ruhr Museum Essen (2024/2025) und 2026 in der Energiefabrik Knappenrode. Mit dieser Publikation bringen wir das Stimmungsbild eines wichtigen Abschnitts deutsch-deutscher Geschichte in Buchform. Denn noch immer ist die Diskussion um die Transformationsprozesse virulent, das Thema gärt. Wir haben die Aussagen in den Reportagen nicht kommentiert. Wie jemand seine Erlebnisse erinnert, interpretiert und erzählt, das prägt auch seinen Blick auf die Gesellschaft heute.

Wir hoffen, mit den Reportagen auch Menschen zu erreichen, die man »entfernte Zuschauer der Geschichte« nennen könnte: nicht unmittelbar betroffen, vielleicht als Kind die verunsicherten Eltern beobachtend, vielleicht viel später geboren, oder geografisch entfernt, aus dem Westen, mit Sicherheitsabstand.

Seit 2014 haben wir Menschen getroffen, von denen sich viele zum ersten Mal einer fremden Kamera und einem Mikrofon öffneten. Dieses Vertrauen hat uns beeindruckt, dafür sind wir dankbar. Museen und Institutionen ließen uns bereitwillig fotografieren und vermittelten uns Gesprächspartner. Unser Kamerablick richtete sich auf die alte Arbeitsumgebung, nicht auf neu gestaltete Dauer- ausstellungen oder Sonderausstellungsbereiche, die es in den meisten Häusern gibt und die alle den Besuch lohnen. Die Adressen sind hinten im Buch verzeichnet. Antje und Alexander Wewerka danken wir für die unkonventionelle Zusammenarbeit, die diese Publikation möglich machte, und unserer Familie, unseren Freunden und Freundinnen für die fortwährende Motivation, das Projekt immer weiterzuentwickeln. Neugierig genug waren wir, belohnt wurden wir mit Begegnungen, die unser Leben bereichern.

Cornelia Munzinger-Brandt und David Brandt

Baruth

Hans-Joachim Schmidt

Schlosser und Betriebsleiter

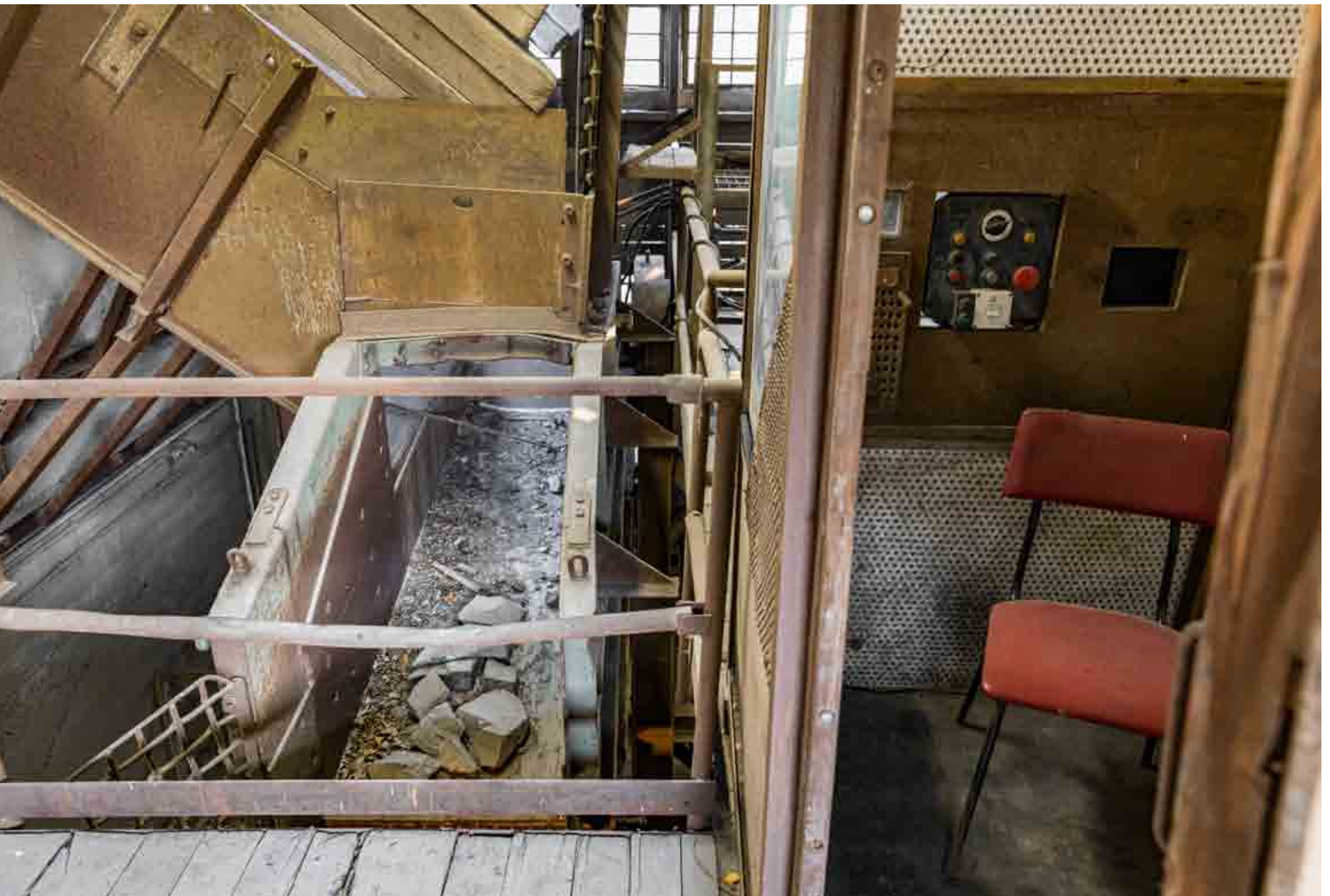
Basaltwerk Baruth



Schon als Kind hat sich Hans-Joachim Schmidt auf dem Gelände des Basaltwerks Baruth bei Bautzen herumgetrieben. Später arbeitete er dort als Schlosser und leitete dann das Werk bis zur Wende. Wenn er sich mit Gleichgesinnten nicht dafür eingesetzt hätte, dass das Werk unter Denkmalschutz gestellt wird, stünde es heute vielleicht nicht mehr.



*Wenn man sich heute ein neues Werk ansieht, ist da ein
himmelweiter Unterschied zu so einem von 1930.
Unser Hauptwille ist, das Werk so lange wie möglich für die
Nachwelt zu erhalten, weil sich niemand vorstellen kann,
wie wir gearbeitet haben. Das liegt uns am Herzen.*





Die ersten Jahre habe ich das Sauberhalten der Wege und des Werks sowie kleinere Reparaturen mit meiner Frau und mit meinem Bruder erledigt. Dann haben sich aber zum Glück doch noch ein paar gefunden, die uns in der Unterhaltung und in der Pflege unterstützen.

In der Stadt ist es vielleicht anders gewesen, aber wir auf dem Land haben nicht gedacht, dass es mal so weit kommt. Also dass es nicht weitergehen konnte, war vielen klar. Aber von jetzt auf gleich? Ich hatte zu der Zeit, als die Mauer fiel, einen Urlaubsplatz vom FDGB in Schöneck in der Nähe von Plauen. Von dort sind es bloß ein paar Meter bis zur Grenze. Irgendwie war es in der Nacht in dem Ferienhaus ein bisschen unruhig. Aber in so einem großen Heim? Ich dachte, das sind vielleicht Jugendliche, die ein bisschen Krach machen. Aber dann gab es am Frühstückstisch ein großes Hallo: »Wart ihr schon?« Ich sage: »Früh um neun, wo sollen wir denn gewesen sein?« »Na die Grenze ist doch auf! Wir waren schon dort, sind aber nicht durchgekommen.« Und dann waren wir schon am zweiten Tag drüben mit dem eigenen Auto. Aber so richtig wahrhaben wollte man das eigentlich noch nicht, man konnte das gar nicht glauben.

Ich bin gerne auf Arbeit gegangen, jeden Tag. Nach der Schulzeit habe ich eine Lehre als Schlosser gemacht und dann hier gearbeitet. Später wurde ich als Leiter eingesetzt und habe die Geschicke aufrecht erhalten bis zur Wende. Am Anfang hat man die Situation gar nicht einschätzen können. Erst als welche aus dem Westen mit ihren Anlagen angerückt sind, war klar, dass es in der Form, wie wir es gewohnt waren, nicht weitergeht.

*Für mich stand fest, dass ich einer
der Ersten bin, der gehen muss.
Ich hatte schon das Alter und dachte,
wenn ich gehe, dann tue ich
das für einen Jüngeren. Aber das
war falsch gedacht.*



Diese Aufbereitungsanlage für Schotter und Splitt ist 1930 in Betrieb gegangen. Zu DDR-Zeiten ging der gesamte Splitt in der Körnung von 8/16 bis 16/32 grundsätzlich in die großen Betonwerke zur Herstellung der Blockbauweise, der Gleisschotter ging zum überwiegenden Teil zur Reichsbahn, und der kleinste Splitt, der Brechsand und der 2/8, wurden größtenteils im Straßenbau verwendet. Absatz hatten wir genügend, denn die Anforderungen von



den Betrieben waren weit höher, als wir jemals hätten produzieren können. Also stand fest, dass ein Großteil von jedem Auftrag weggekürzt wurde. Das führte dazu, dass die Betriebe, die eine größere Menge benötigten, gleich von vorneherein die Anforderung um ein Drittel höher stellten als eigentlich notwendig. Sie wussten ja, dass sowieso gekürzt wird. Und so musste man sich durchs Leben kämpfen im Jahr.

Als nach der Wende die ersten Leute mit ihren Großanlagen hier reinwollten und sich unseren Betrieb angeguckt haben, war die erste Frage, wie wir überhaupt arbeiten. Die hatten immer riesige Freilager mit Fertigware. Wir hatten das nie. Bei uns kam im Oktober von der übergeordneten Dienststelle der Plan für das nächste Jahr und dann wurde die Produktion für das kommende Jahr aufgeteilt auf die Abnehmer, die sich gemeldet hatten.

Wenn man den Wirtschaftsvertrag bestätigt zurückgeschickt hat, war unten eine Klausel, dass der Kunde ein Zwölftel von seiner bestellten Menge monatlich abzunehmen hat, sonst war das weg. Abnehmer waren ja genügend da. Und deswegen mussten wir uns nie große Hallen anlegen.

Meistens waren wir etwa 34 Beschäftigte, von der Abraumarbeit über die Bohrarbeiten, dann die Sprengarbeiten, die Verarbeitung, die Verladearbeiten und schließlich die Büroarbeiten. Mitunter haben die Leute hier aber nicht lange gearbeitet. Viele Steinschläger haben es nicht ausgehalten, weil der Basaltstein so hart ist. Wenn man einen Hammer nimmt und auf einen Amboss schlägt, dann hüpfert er wieder hoch, und so ähnlich ist das auch mit Basalt. Es hat Arbeitskollegen gegeben, die haben bloß eine Woche hier gearbeitet, dann hat sich das Fleisch vom Knochen abgelöst. Die konnten keinen Hammer mehr halten, mussten aussetzen oder haben aufgehört.

Die Geräte im Werk instand zu setzen oder zu halten, war auch eine schwere Arbeit, weil der Verschleiß bei Basalt enorm ist. Die Härte des Steins verursacht in den Sieben und Rutschen Schäden und die Leute aus der Werkstatt mussten jede Pause der Arbeiter nutzen, weil dann die Maschinen standen. Sonst gab es nur einen Tag im Monat, wo das ganze Werk stillstand und solche Reparaturen gemacht wurden, die in den Pausen nicht erledigt werden konnten.

Die Entstaubungsanlage ist im gleichen Zeitraum entstanden wie das Werk. Das war ein Plus für die Beschäftigten im Nachhinein. Wir haben uns in anderen Werken angeguckt, wie der trockene Staub nur so wegspritzte. Das hat es bei uns nie gegeben. Aber so eine Anlage musste man auch pflegen. Jedes Loch in der Saugleitung vermindert die Leistung und dann entsteht eben doch der Staub. Der Basaltstaub ist so aggressiv, dass die Rohrbögen und auch die geraden Flächen mitunter enorm schnell durchgeschliffen wurden, und die mussten dann mit Bandagen gesichert werden.

Man hatte einen gewissen Vorrat an Ersatzteilen, wenn mal was ausgefallen ist. Das hat einem aber auch Ärger gebracht, weil man die Lagerbestände melden musste, und wenn man einen Überplanbestand hatte, wurde das anderen angeboten und andere Firmen haben gekauft, was man sich mühsam angeschafft hatte. Das war sehr

ärgerlich. Heutzutage ist vieles hundert Mal einfacher als zu DDR-Zeiten: Wenn ich heute eine Schraube brauche, bringen sie mir die ins Haus, wenn's sein muss. Damals sind wir gefahren bis sonstwo, bis Honolulu. Das war nicht schön, aber mit der Zeit hat man sich daran gewöhnt.

Wir hatten eine Produktionsleistung in dem Werk von 40 bis 45 Tonnen pro Stunde. Das war für eine Freianlage, wie sie nach der Wende hierher gebracht wurde, eine Arbeit von zehn Minuten, und das mit nur drei Mann. Da konnte man schon absehen, dass früher oder später etwas passiert. Und als das dann so weit war, gingen die ersten Gespräche los, wo wir uns hinwenden können, dass alles als Denkmal stehen bleibt, wenn's mal zugemacht wird. Wir wollten das gern erhalten.

1991 haben wir mit dem Denkmalamt verhandelt und dann ist es von der Denkmalpflege zum Glück auch angenommen worden. Seither gibt es in dem Werk oder rundherum immer was zu tun. Die ersten Jahre habe ich das Sauberhalten der Wege und des Werks sowie kleinere Reparaturen mit meiner Frau und mit meinem Bruder erledigt. Dann haben sich aber zum Glück doch noch ein paar gefunden, die uns in der Unterhaltung und in der Pflege unterstützen.

Wie es weitergeht? Ich weiß es nicht. Wenn man das Alter hat, kann es schon morgen vorbei sein mit dem Weitergehen.

Basaltwerk Baruth

Um das lokale Basaltvorkommen zu Schotter und Splitt zu verarbeiten, wurde 1929 ein Brecherwerk errichtet. 1932 wurde das Werk ausgebaut, 1951 das Unternehmen verstaatlicht zum VEB Basaltwerk Baruth, 1991 der Betrieb privatisiert und 1993 die historische Anlage stillgelegt. Im Außengelände wurde noch mehrfach mit mobilen Anlagen Basalt verarbeitet, zuletzt 2005.